

Hegemoniale Semantiken und radikale Gegennarrative

Beitrag zum Arbeitsgespräch des Kulturwissenschaftlichen Kollegs Konstanz

Wolfgang Seibel

22. Januar 2009

Ich möchte zunächst etwas zur Wirkungsweise von Narrativen, insbesondere von politischen Narrativen vortragen, und dann etwas zu möglichen Konsequenzen für die Forschung. Ich beginne mit einer kurzen audiovisuellen Illustration und bitte vorab um Entschuldigung, wenn ich Ihnen dabei einiges zumute.



Sie sehen soeben Anthony Soprano bei der Arbeit. Von 1999 bis 2007, das heißt für die Dauer der vom Kabel-Fernsehsender HBO produzierten Serie mit dem Titel „The Sopranos“, war Anthony der Mafia-Boss im nördlichen Teil New Jerseys. Die Serie hat zahlreiche Preise gewonnen, ebenso etliche ihrer Darsteller, darunter Lorraine Bracco in der Rolle von Anthonys Psychotherapeutin Dr. Jennifer Melfi. Warum, kann man ahnen, wenn man die folgende Szene gesehen hat. Sie zeigt nochmals Anthony Soprano, gespielt von James Gandolfini, mit einer überragenden Darstellung eines Gegen-Narrativs:



Tony Soprano: We're in a situation where everybody involved knows the stakes. And if you're gonna accept those stakes ... You gotta do certain things. It's business, we're soldiers. We follow codes ... orders ...

Dr. Melfi: So does that justify everything that you do?

Tony Soprano: Excuse me, let me tell you something. When America opened the floodgates and let all us Italians in, what do you think they were doing it for? Because they were trying to save us from poverty? No, they did it because they needed us. They needed us to build their cities and dig their subways and to make 'em richer. The Carnegies and the Rockefellers, they needed worker bees and there we were. But some of us didn't want to swarm around their hive and lose who we were. We wanted to stay Italian and preserve the things that meant something to us. Honor, and family, and loyalty. And some of us wanted a piece of the action.

We weren't educated like the Americans. But we had the balls to take what we wanted. Those other fucks, those other... the ... J. P. Morgans, they were crooks and killers too, but that was a business, right? The American way.

Dr. Melfi: That might all be true. But what do poor Italian immigrants have to do with you and what happens every morning you step out of bed?

Tony Soprano: What the fuck is this all of a sudden?

Dr. Melfi: I'm just asking a question.

Hier haben wir vieles gehört, was wir für das Verständnis der Funktionsweise und der Relevanz von Gegennarrativen benötigen: Der Affekt gegen die ‚hegemoniale‘ Deutung, wonach Menschen, die andere Menschen umbringen, Mörder sind. Die offensive Etablierung eines alternativen Referenzrahmens, innerhalb dessen das Töten gerechtfertigt ist. Vor allem aber die argumentative Verknüpfung dieser Rechtfertigung des eigenen Handelns mit Normen, Verhaltensstandards und Urteilmustern, die von vielen anderen Menschen außerhalb der eigenen Gruppe geteilt werden oder zumindest zweifelsfrei in das Spektrum gesellschaftlich akzeptierter Wertungen fallen. Das gilt ja nicht nur für die Beschwörung von Ehre, Familie, Loyalität, sondern insbesondere auch für das prägnante Narrativ der Kapitalismuskritik und der Kritik an der Doppelmoral der bürgerlichen Gesellschaft, vorgetragen aus der Perspektive des Underdogs.

Hören sie jetzt ein zweites Beispiel, in diesem Fall eine prominente und berühmte Illustration eines Gegen-Narrativs, aus mehreren Gründen ohne Bilder:



Ich will hier vor Ihnen in aller Offenheit, auch ein ganz schweres Kapitel erwähnen. Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden. (...) Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht. – „Das jüdische Volk wird ausgerottet“, sagt ein jeder Parteigenosse, „ganz klar, steht in unserem Programm, Ausschaltung der Juden, Ausrottung, machen wir.“ Und dann kommen sie alle an, die braven 80 Millionen Deutschen, und jeder hat seinen anständigen Juden. Es ist ja klar, die anderen sind Schweine, aber dieser eine ist ein prima Jude. Von allen, die so reden, hat keiner zugesehen, keiner hat es durchgestanden. Von Euch werden die meisten wissen, was es heißt, wenn 100 Leichen beisammen liegen, wenn 500 daliegen oder wenn 1000 daliegen. Dies durchgehalten zu haben, und dabei - abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte, denn wir wissen, wie schwer wir uns taten, wenn wir heute noch in jeder Stadt - bei den Bombenangriffen, bei den Lasten und bei den Entbehrungen des Krieges – noch die Juden als Geheimsaboteure, Agitatoren und Hetzer hätten. Wir würden wahrscheinlich jetzt in das Stadium des Jahres 1916/17 gekommen sein, wenn die Juden noch im deutschen Volkskörper säßen.

Auch hier also ein Mörder, ein Massenmörder, um genau zu sein, der eine Geschichte erzählt. Es handelt sich um einen Auszug aus der berühmten Rede Heinrich Himmlers vor hohen SS-Führern in Posen am 4. Oktober 1943. Wir erkennen ein ähnliches Muster von Verknüpfungen rechtfertigender und identitätsstiftender Topoi wie in dem Monolog von Anthony Soprano: Appelle an spezifische Verhaltensstandards der eigenen Gruppe, insbesondere die männliche Härte, unerfreuliche Aufgaben zu erledigen („certain things“ in den Worten Tony Sopranos), Aufgaben, für die andere zu schwach und zu feige sind. Aber auch Appelle auch an universelle Werte wie Ehrlichkeit, Vertrauen und – Anstand.

Erzählungen berichten über etwas, sie haben einen Gegenstand. In den gerade vorgeführten Fällen bilden menschliche Handlungen den Gegenstand, Handlungen, die zweifelsfrei stattgefunden haben. Die von Anthony Soprano und Heinrich Himmler jeweils vorgetragene Geschichten wecken nicht deshalb unser Interesse, weil wir wissen wollen, wie es eigentlich ge-

wesen ist – das glauben wir zu wissen – sondern wegen der darin enthaltenen Sinnzuschreibungen. Und diese Sinnzuschreibungen empfinden wir spontan als, milde gesagt, unangemessen, wenn wir an den Gegenstand der Erzählung, Mord und Massenmord, denken.

Inwiefern und warum ist das so?

Zunächst: Es ist nicht immer so. Oft wollen wir doch mindestens genauer wissen, ‚wie es eigentlich gewesen ist‘. Bei Handlungen oder Ereignissen mit Todesfolge, um es staatsanwaltlich auszudrücken, wollen wir dies ja nicht nur wissen, um ziellos schlauer zu werden, sondern, um über die Rekonstruktion von Kausalketten Risiken und Verantwortlichkeiten zu identifizieren, nicht zuletzt in präventiver Absicht. Es ist ein universeller Impuls des Menschen, dass schlimme Dinge nicht wieder passieren sollen. Auch aus diesem Grund wollen wir uns von einem Mörder kein X für ein U vormachen lassen. Er soll uns, bitte schön, keine Geschichten erzählen.

Aber dies ist nicht der einzige Grund, weshalb wir Geschichten, die uns erzählt werden, als ihrem Gegenstand mehr oder weniger angemessen empfinden. Ein Narrativ ist ja mehr als eine Geschichte. Es ist ein Erzählmuster, das für sich genommen etabliert und mit einem gewissen Legitimitätsstatus versehen ist. Über den Völkermord an den Juden redet man nicht so wie derjenige, den wir da gerade gehört haben. Das würden wir so empfinden, selbst wenn wir gar nicht wüssten, wen wir da hören. Wir sind auch nicht auf Bilder angewiesen, die das Mordgeschehen und Himmlers Schwadronieren vom „Anstand“ der SS kontrastieren. Aber stellen Sie sich vor, ich hätte Ihnen die Mordszene zu Beginn meines Statements vorenthalten, Ihnen also Tony Soprano nicht als Mörder gezeigt. Seine Geschichte, die er Dr. Melfi erzählt, klingt mindestens normal, für einige von uns vielleicht sogar sympathisch. So redet man ja durchaus über den Kapitalismus und die Verlogenheit der bürgerlichen Gesellschaft. Zumal in Zeiten wie diesen, könnte man hinzufügen. Wenn wir nicht wüssten, dass wir es mit einem Mafia-Boss und eiskaltem Killer zu tun haben, könnte man sich an der Stelle von Tony Soprano wahlweise Bertolt Brecht vorstellen („Was ist die Beraubung einer Bank gegen die Gründung einer Bank?!“), oder den Chefredakteur von *Le monde diplomatique*, die Vorsitzende des Konstanzer Ortsvereins von Attac, oder Hugo Chávez, Oskar Lafontaine – der Phantasie sind kaum Grenzen gesetzt.

Unabhängig vom Realitätsgehalt spielt also die Einbettung in ein etabliertes Narrativ eine wesentliche Rolle bei der Frage, ob wir eine Geschichte für angemessen halten oder nicht. Man kann auf unangemessene Weise Tatsachen aussprechen und auf angemessen erscheinende Weise Tatsachen verschleiern oder verdrehen. Das ist uns aus Literatur und Politik vollkommen geläufig. Es gibt den Topos des die Wahrheit aussprechenden enfant terrible und den Typus des Demagogen. Das heißt aber: An einer Vergewisserung über den Zusammenhang von Erzähltem und Realem kommen wir im Regelfall nicht vorbei.

Allerdings gibt es unterschiedliche Toleranzen und Risikodämpfungen in unterschiedlichen Segmenten der Gesellschaft, wenn es um Diskrepanzen zwischen Erzähltem und Realem geht. Der Zusammenhang von Narrativ und Realität hat im Privaten eine andere Wirkungsdynamik als im Politischen. Nehmen wir das Beispiel der sprichwörtlichen Lebenslüge. An privaten Lebenslügen können Ehen zerbrechen, schlimmstenfalls können sie in den Selbstmord treiben. Politische Lebenslügen aber können in nationale Katastrophen münden. Politische Ordnungen haben deshalb ein anspruchsvolleres System von Risikodämpfungen und Kompensationen. Brüchige private Lebenslügen können durch Liebe kompensiert werden und durch reziproke Abhängigkeiten, brüchige politische Lebenslügen etwa durch Patriotismus und Wohlstand. Aber darauf allein verlassen sich moderne politische Ordnungen nicht. Demokratische Verfassungsstaaten institutionalisieren die Thematisierung des Zusammenhangs von Narrativ und Realität. Der einzelne Politiker und die einzelne Politikerin kann die eigene Botschaft an die Wähler nicht als Ausformung eines Narrativs relativieren. Das macht aber nichts, so lange die Verfassungsordnung die Möglichkeit solcher Relativierungen garantiert, und zwar durch das Recht auf freie Meinungsäußerung und die daraus abgeleiteten Rechte der Medienfreiheit und der Wissenschaftsfreiheit.

Das heißt: Politische Narrative sind unentrinnbar in dem Sinne, dass sie allgegenwärtig sind. Für ihre Risiken und Nebenwirkungen macht es aber einen fundamentalen Unterschied, ob wir

es mit einem demokratischen oder nicht-demokratischen Gemeinwesen zu tun haben, ob also die Möglichkeit zur Relativierung oder Dekonstruktion politischer Narrative und ihrer mehr oder weniger hegemonialen Semantiken besteht oder nicht. Das Korrektiv der narrativen Ordnung des politischen Diskurses ist das deliberative Prinzip, das nur Demokratien garantieren. Vielleicht ist das der Grund, weshalb Politologen sich eher wenig mit politischen Narrativen befassen: Weil sie sich im Wesentlichen mit Demokratien beschäftigen und annehmen, dass sich in demokratischen politischen Ordnungen die Risiken politischer Narrative – insbesondere die Risiken relativer Realitätsferne – im Wettbewerb der politischen Ideen und Deutungen gegenseitig aufheben.

Das wäre aber ähnlich kurzgriffig wie die Annahme, dass die Verfassungsform der politischen Ordnung für die Wirkung politischer Narrative und deren Analyse keinen Unterschied mache. Selbst wenn der Berteilungsmaßstab für den Realitätsgehalt politischer Narrative nicht fix ist, sollte man einen Hinweis wie den Isaiah Berlins nicht vom Tisch wischen, dass zu den grundlegenden demokratischen Tugenden ein wacher Sinn für die Realität und politisches Urteilsvermögen gehören. Die Institutionalisierung des deliberativen Prinzips macht das individuelle politische Urteilsvermögen nicht etwa überflüssig. In der demokratischen politischen Ordnung, die alle Individuen zu politischen Subjekten macht, ergänzen sich vielmehr beide auf komplementäre Weise. Denn das individuelle politische Urteil gründet sich auf diejenigen Informationen und Meinungen, die nun einmal zugänglich sind. Je freier der Zugang zu Informationen und Meinungen, umso schärfer können sich Realitätssinn und politisches Urteilsvermögen ausprägen, und je besser diese ausgeprägt sind, umso stärker die Bereitschaft und der Anreiz, diese Freiheit auch zu verteidigen.

Wenn in der thematischen Skizze zum jetzigen Forschungsjahr des Kulturwissenschaftlichen Kollegs gefragt wird, unter welchen Umständen Gegennarrative radikal und militant werden und unter welchen nicht, ist es daher eine naheliegende Hypothese, dass dies in Demokratien unwahrscheinlicher ist als in Nicht-Demokratien. Das 20. Jahrhundert hat uns exemplarische Fälle geliefert. Die Mobilisierbarkeit der Deutschen für die Nazi-Bewegung und Hitlers Diktatur entwickelte sich auch aus dem Narrativ der vermeidbaren militärischen Niederlage von 1918, also der sogenannten Dolchstoßlegende, vor allem aber aus dem Narrativ des Unrechts der Alleinschuldthese des Versailler Vertrages und der damit begründeten Reparationslasten. Dieses Narrativ wurde nahezu von der gesamten Gesellschaft getragen, auch von den Demokraten, aber es waren die radikalen nationalistischen Kräfte, die es gegen die Demokratie wendeten, und die damit erfolgreich sein konnten, weil sie das Narrativ mit demagogischen Versprechungen für die Lösung materieller politischer Probleme verknüpften, die ebenfalls alle betrafen, insbesondere mit der wirtschaftlichen Depression und der damit einhergehenden Massenarbeitslosigkeit.

Daraus kann man wiederum folgenden Schluss ziehen: So wie die Politikwissenschaft, wenn ich es recht überblicke, das Narrative in der Politik eher vernachlässigt, was unbefriedigend, ja ein Fehler ist, so unbefriedigend wäre die Analyse politischer Narrative und ihrer Wirkungsweise aus einer ausschließlich erzähltheoretischen Perspektive. Man kann sagen: Das Narrative in der Politik ist viel zu wichtig als dass man seine Untersuchung den Erzähltheoretikern überlassen könnte. Die Analyse politischer Narrative und ihrer Wirkungsweise kann nicht getrennt werden von der politischen Geschichte eines Landes oder, allgemeiner gesagt, von der Erfahrungsgemeinschaft, auf die das Narrativ einwirkt oder einwirken soll. Ebenso wenig von der Ordnung politischer Institutionen, in der die Narrative mobilisiert werden und zum Tragen kommen. Die Praxis der Narrative ist wiederum eine Praxis politischer Akteure, die Zielsetzungen und Strategien haben. Und diese sind bezogen auf Problemlagen, die in der gesellschaftlichen Wahrnehmung mehr oder weniger virulent sind.

All dies bleibt in der Forschungspraxis oft genug Hintergrundwissen. Man sollte das zarte Pflänzchen der Erzählforschung nicht gleich wieder platt treten durch universalanalytische Ansprüche. Aber zwischen solchen überzogenen Ansprüchen und einem erzähltheoretischen Minimalismus (ich will gar nicht von Reduktionismus sprechen) liegt doch ein breites Spektrum an Forschungsperspektiven, auch in dem speziellen Themenbereich, den wir in der Programmskizze des jetzigen KuKo-Jahres ansprechen, und das will ich in den verbleibenden vier Minuten wenigstens kurz anreißen.

Wenn es um das Normensystem unveräußerlicher Menschenrechte und individueller wie kollektiver Freiheit und die darauf bezogenen Gegennarrative geht, könnte man zum Beispiel zwei miteinander konkurrierende Hypothesen bilden. Die eine lautet, dass sich hier tatsächlich eine hegemoniale Semantik ausgebildet hat, die mit der politischen und wirtschaftlichen Hegemonie der westlichen Industriestaaten korrespondiert, und durch strategische Rhetorik zu deren Stützung benutzt wird. Die zweite Hypothese lautet, dass die Definition von Menschenrechten eine universelle und nicht regionale Errungenschaft ist und die darauf bezogenen Gegennarrative eine strategische Rhetorik der Selbstimmunisierung von Diktaturen, radikalen Bewegungen und autoritären Regimen darstellen.

Es fällt uns nicht schwer, spontan Stützungen sowohl für die eine als auch für die andere Hypothese ausfindig zu machen. Es gibt sozusagen die Bush/Cheney/Rumsfeld-Variante der Demokratie- und Freiheitsrhetorik und es gibt die Mugabe/Chávez/Putin-Variante des Gegennarrativs. Aber es lohnt sich eben, in knappen Strichen nach den politisch-historischen und institutionellen Bedingungen der Entstehung und der Wirkungsweise dieser Narrative und Gegennarrative zu fragen. Sie stammen aus einem bestimmten narrativen Arsenal, dem wir auch unser Unbehagen an der Himmler-Rede ganz unmittelbar zu verdanken haben, nämlich den Selbstbeschreibungen und Rechtfertigungen systematischer Gewaltprävention und der Errichtung freiheitlicher Ordnungen nach dem Zweiten Weltkrieg.

Zum einen ist es der Tenor der UN-Menschenrechtsdeklaration von 1948, in deren Präambel es heißt, dass „die Nichtanerkennung und Verachtung der Menschenrechte zu Akten der Barbarei geführt haben, die das Gewissen der Menschheit mit Empörung erfüllen“. Zum anderen ist es die Auflösung der europäischen Kolonialreiche, ebenfalls eine Folge des Krieges und Ausdruck des Selbstbestimmungsrechts, das seinerseits in der Charta der Vereinten Nationen verankert wurde.

Hier haben wir also zunächst ein Beispiel für die Mehrdeutigkeit ein und desselben „Dispositivs“, wie Foucault die Kombination verschiedener diskursiver und nicht-diskursiver Formen der Ordnungsbildung nennt. Sowohl die westlichen Demokratien als auch die Staaten der sogenannten Dritten oder Zweiten Welt konnten sich nach 1945 auf universelle und institutionell – nämlich über die Vereinten Nationen – abgesicherte Werte im Sinne eines Konsenses der Völkergemeinschaft berufen. Das war also keineswegs eine exklusiv westliche Idee. Ironischerweise war es die Sowjetunion, die bei den Beratungen über die Charta der Vereinten Nationen in San Francisco auf der Verankerung des Selbstbestimmungsrechts der Völker bestand. Der Grund war durchsichtig: Es ging um die Schwächung Englands und Frankreichs, deren Kolonialreiche zur Disposition gestellt wurden.

Dieses mehrdeutige Nachkriegs-Narrativ ging in den Jahrzehnten nach 1945 gewissermaßen Koalitionen und Gelegenheitsbündnisse mit anderen, in der Regel älteren Narrativen ein. Das eine stammt vom vorhergehenden Großversuch einer Generalprävention gegen Gewalt, dem Westfälischen Frieden von 1648. Ihm lag das Prinzip der Gleichberechtigung und Souveränität der Staaten zu Grunde, unabhängig von deren Größe und innerer Ordnung, insbesondere ihrer religiösen Ordnung. Das andere betrifft die antiwestlichen Topoi, wie sie zum Beispiel Ian Buruma und Avishai Margalit in ihrem Buch „Occidentalism – The West in the Eyes of its Enemies“ (2004) als Bestandteile chinesischer oder russischer Narrative rekonstruiert haben, die aber, nach Buruma und Margalit, ihrerseits ein Amalgam aus autochthoner Abgrenzung und Re-Importen von Romantizismus und Anti-Liberalismus aus dem Westen waren und sind.

Hier sind wir nun deshalb an einem interessanten Punkt, weil man aus diesen Komponenten beispielhaft wenigstens illustrative Kommentare zu den beiden Hypothesen, die ich gerade genannt habe, zusammenfügen kann.

Wir haben es offenbar eher mit einem narrativen Repertoire als mit quasi-kristallinen Narrativen zu tun, aber aus diesem Repertoire können sich politische Akteure (natürlich auch „organische Intellektuelle“, wie es bei Gramsci heißt) auf unterschiedlich konsistente und auf unterschiedlich realitätsnahe Weise bedienen, und zwar überall auf der Welt, nicht nur im imaginierten Westen.

Für uns Forscher bedeutet dies natürlich, dass die Zusammensetzung des narrativen Repertoires zunächst einmal erfasst werden muss. Das ist ja keine triviale Aufgabe, denn sie erfor-

dert, wie jede gediegene Textanalyse, ein tief gestaffeltes Wissen über Stilformen, Üblichkeit des Ausdrucks, Kontext etc. Außerdem wird nicht notwendigerweise nur in Texten erzählt. Das „Dispositiv“ von Obamas Amtseinführung vor zwei Tagen hat dies eindrucksvoll und buchstäblich vor Augen geführt.

Zweitens geht es um die Einschätzung von Konsistenz und Realitätsnähe. Nicht immer ist es so einfach wie im Fall des Staatspräsidenten von Zimbabwe, des früheren Rhodesiens, der das Narrativ des antikolonialen Befreiungskampfes und die Prinzipien staatlicher Souveränität und der Nicht-Einmischung strapaziert um einen Ausbeutungsfeldzug gegen das eigene Volk zu verschleiern und selbst noch die Cholera-Epidemie in seinem Land britischen Agenten in die Schuhe zu schieben. Nicht immer ist das Narrativ der Menschenrechte und der Rechtstaatlichkeit so unzweideutig und der Chor der Kritiker so stark, dass Selbstkorrekturen wie die Schließung von Guantánamo nach dem Abtreten des verantwortlichen Präsidenten fast zur Selbstverständlichkeit werden.

Nehmen wir das Beispiel der unter williger Duldung auch der drei Demokratien unter den ständigen Mitgliedern des UN-Sicherheitsrats verschleppten Anklage gegen den sudanesischen Präsidenten Al Bashir wegen Beihilfe zu Massenmord und ethnischen Säuberungen in Darfur. Es macht deutlich, dass der unbedingte Schutz der Menschenrechte auch „im Westen“ ein nicht verlässlich appellfähiges Narrativ ist, und dass es in dieser Hinsicht im übrigen auch erhebliche Unterschiede im internationalen Vergleich gibt.

Auch dafür ein letztes Beispiel. In seiner Berliner Rede im letzten Sommer hat Barack Obama Darfur gleich zwei Mal erwähnt, in den Zusammenfassungen der deutschen Medien hingegen tauchte noch nicht einmal mehr das Wort auf. Sender und Empfänger funkten offensichtlich nicht auf der gleichen Wellenlänge. Das würde der Politologe standardmäßig mit unterschiedlichen Interessen oder politischen Handlungsspielräumen erklären. Es ist aber auch ein Hinweis darauf, dass der Westen, was die sogenannten westlichen Werte betrifft, mit sich selbst nicht im Reinen ist.